
SIGRID MARLA GROH

SIEH DIE ENGEL

SIE SCHREITEN

Erzählung in vier symphonischen Sätzen
– *Adagio – Allegro – Largo – Andante* –
mit Prolog und Epilog

Xquisiv-Verlag

Prolog

„Aria“

Ein Windhauch. Er, unter Zedern und Zypressen. Er, im Elfenbeinlicht. Er, mein Windhauch, mein Windhauch unter Zedern und Zypressen, er mein Elfenbeinlicht.

Gebe der Ewigkeit einen Augenblick.

Ein junger Gott. Ein schwarzer Gott. Ein Gott, der lächeln wird.

Halte die Ewigkeit inne.

Und der Tod? Der Tod, der so menschlich, so alt. Wir beide zählen die Seelen: Alle Seelen. Der Tod ist menschlich und alt, von den Seelen, die durch ihn wandern.

Gebe den Augenblick der Ewigkeit zurück

Mein Gesicht. Ich taste es aus unbestimmten Fernen. Langes, gelocktes Haar. Ein versunkenes Seerosengrün der Augen. Nichts an meinem Körper hat sich so verändert wie mein Haar, wie meine Augen. Ich war ich sechzehn Jahre alt. Das Jahr, in dem wir durch Schleusen gehen. Gehen. Geschleust. Geschleudert werden. Dem Abbild des Mythos ins Gesicht sehen. Es heißt: Eintreten.

Sehr scheu. Menschenscheu bin ich immer gewesen. Vor Annäherung schrecke ich zurück, als müsse ich in der Berührung zerschellen. Als würde sie mich erdrücken. Mich einnehmen. Abhalten, von dem gehalten zu werden, der mich halten soll. Ich habe Menschen wie Widerstände empfunden, Widerstände auf meinem Weg, wie Steine, wie Mauern, die sich mir entgegenstellen, ja sich mir entgegenstemmen, um mich abzuhalten, abhalten zu gehen, zu sehen, gehalten zu werden.

Amsterdam. Mein Leben beginnt in Amsterdam, würde ich sagen. In dieser Stadt. Ich bin sechzehn Jahre alt.

Eine Kindheit, unwirklich, verschwommen. Der Fötus erwartet, in Betrachtung versunken, die Welt. Vor das Auge geschwemmt, schwimmt sie in alten Bildern. Sinnend, geduckt hinter dem milchigen Membran der Fruchtblase habe ich sie durch den Leib meiner Mutter eingesogen. Es war nicht meine Welt. Das war nicht wirklich ich. Ich war ein Abbild. Ein Zerrbild, ein Schatten.

Das Kind, noch ohne Sprache, tastet sich durch die aufdringlichen Laute, das neue Licht, die sich nahenden Körper. Sie stören die Bilder auf, in denen es schwimmt, unsanft wecken sie es aus dem Schlaf. Das Alte liegt wie eine Stadt unter Wasser, in einer Traumzeit, mit der es sprachlos verhaftet bleibt. Es sucht Spuren, Markierungen woran es erkennt, wohin es getrieben wurde. Dieses Wasser hier hat eine distanzierte Kühle, aber das Licht. Das

rotgoldene Licht. Es staunt über dieses Licht, wenn sie es unsanft wecken. Dann lächelt das Kind zum ersten Mal. Es wird die Augen erkennen.

Ich liebe es, in den Himmel zu sehen. Zu sitzen und den Himmel anzusehen. Ich spiele nicht, ich träume. Ich spiele meine Träume. Ich bin eine Prinzessin, die keine Eltern hat. Ich lebe allein unter Fremden. Unerkannt. Meine Geschwister sind nicht meine Geschwister. Sie wissen auch, daß ich anders bin. Daß ich schwierig bin, werde ich unablässig hören. Ich vergrabe mich in Büchern. Meine Schwester erzählt, ich habe gerne gesungen. Ich hatte eine schöne Stimme als Kind. Heute ist meine Stimme verschlissen. Ich habe aufgehört zu singen. Aber mir ist, als habe ich in meiner Kindheit nur gewartet. Nichts als gewartet. Geduldig. Gefügig. Unterwürfig. Gewartet, bis der Tag kommen wird.

Unheimlich, die Welt. Ausgeprägt die Furcht, das Erschrecken vor den Schatten. Sie singt, wenn sie durch den Keller rennt. Wenn sie nach oben kommt, ist sie ganz außer Atem. Diese Ungewissheit, dieses Ungewisse da drinnen. Ganz innen. Ungeheuerliches lauert, steckt, versteckt sich dort.

Es fürchtet die Erkenntnis. Die Erkenntnis, es könnte sich als Täuschung herausstellen. Es fürchtete die Entdeckung. Die Entdeckung der Enttäuschung. Es fürchtet das Große.

Eine Unruhe. Unbemerkt von außen, geht sie im Innern auf und ab, hin und her. Die Treppen führen gleichzeitig nach unten und nach oben. Die Bilder ihrer Träume stürzen sie kopfüber. Sie strafen die Wirklichkeit Lügen. Dazwischen Fluchtlinien, schmale Grenzstreifen. Hinter der Schußlinie: Ein Niemandsland.

Ihre Augen suchen das Versteck. Spielen Verstecken. Suchen die sich vor ihr verbergende, verborgene Welt. Da draußen, sagen sie. Die Welt. Das, was das Kind nicht

sehen, nicht erreichen kann. Der Klang „die Welt“ wird zu einer Formel, die es mehr und mehr durchdringt. Mit fünf Jahren zieht es aus, fest entschlossen, die Welt zu suchen. Das Große. Diese große Welt. Es liebt den Kirchturm und das Läuten der Glocken. Das Kind ist losgelaufen, das Große, die Welt, die große Welt zu suchen.

Mit Anbruch der Dunkelheit kommt die Angst. Fremde bringen das Kind nach Hause. Hat die Mutter nach ihm gesucht?

Notgedrungen. Sie muß sich abfinden. Jetzt. Ihr Versteck wird sie unbeobachtet lassen. Im Holzverschlag des Großvaters träumt sie vor sich hin. Von der Mutter wird sie unwirsch zurückgerufen. Der Traum verschüttet.

Die Angst vor dem Großen wächst.

Menschenscheu steht sie vor dem, was sie nicht versteht, wie vor einem Strom auf sie herabstürmender Fragen, die quälen bis in den Schlaf, aus dem sie so oft in Schweiß gebadet erwacht. Sie vermag diese Spaltung nicht zu überwinden, die sich zu einem Moloch türmt, der sie zu verschlingen droht. Wohin? So vieles, wofür es keine Sprache gibt. Und, wenn es diese eine Sprache gibt: Wer spricht sie, wer versteht sie? Wer versteht, wovon das Kind spricht? Es sitzt am Fenster, betrachtet die Vögel und vertraut sich ihnen insgeheim an, die scheu wie das Kind, als Antwort auf- und davonfliegen.

An einem Morgen beginnt sie zu packen. Es ist nicht sie, die den Entschluß faßt. Etwas faßt ihn für sie, der Entschluß war lange zuvor schon gefaßt, Etwas sagte ihr, es ist jetzt an der Zeit. Es sagte endgültig: Gehen.

Mit sechzehn leuchtet es, leuchtet es so intensiv, daß jeder Tag voll Qual, voll von Drängen welches sich nicht erfüllt, voll von Begehren, das wie Lava unter der Haut brodeln, voll von Ausbrüchen, die in alle Richtungen schleudern.

Wohin? Wohin zuerst? In Stücke gerissen. Festgeschweißt, gekettet an den Berg: Jetzt. Es verebbt. Es läßt einen gedämpften, gestrauchelten Pulsschlag zurück. Der Rhythmus, ausgedünnt, dehnt den Atem über eine nach Atem ringende, längst ausgewaschene Zeit.

Meine Mutter, ich weiß. Ich habe sie weinen gehört. Es hat mir das Herz zerrissen. Wenn sie weint, dann zerreißt es mich. Ich kann meine Mutter nicht weinen hören. Alles ertrage ich. Aber wenn sie weint, dann zerreißt es mich. Ich habe mein Herz aus seinen Ankeren gerissen, aus seinen Verankerungen, aus seinen Verkettungen. Ich habe all diese feinen Fäden zerrissen. Hin- und hergerissen bin ich fortgegangen. Ich habe sie im Stich gelassen.

Meinen Vater höre ich wüten. Später ist er verstummt, was bängstiger ist, wenn einer verstummt, der wütet. Er wird immer wüten und verstummen. So, wie die Zeiten kommen und gehen, im Rhythmus unausweichlicher, natürlicher Katastrophen.

Sein Land, unser Land. Das Land, in dem sie auserwählt wahllos töten. In dem sie wahllos wahnhaft das Fühlen abtöten. Grausam Töten. Voller Grausamkeit: Das Wundenland. Ich kann es schweigen hören. Ich kann den Tod im Schweigen hören. Nach dem Totentanz: Ein Totenhaus.

Der Kern spaltet sich. Es ist der Instinkt, der natürliche Instinkt, der ihn wie eine Laterna Magica freilegt. Ein Lichtkreis im Ozean verwurzelt. Der Ozean ist leer. Die Schatten voll Farben. Das ganze Spektrum. Den Strahlen den Rücken zudrehend. In allen Schattierungen. Es ist bloßes Licht zu sehen, in hervorbrechenden Fontänen. Ein Sturz, heftig und jäh, vor die Augen, bevor es sich einschließt, sich ein Ring um das Konzentrat der Leere schmiedet. Verschließt.

Danach kommt ein Zerfall der Klarheit, verbundene

Augen, geknickte Flügel des Lichts, der Bruch von luzidem Kristall und perlendem Glas. Das Kühne, zurück in seine Schranken gerufen, gefriert zu wildfremden arktischen Polen.

Was sie in mir sehen. Und was sie nicht in mir sehen wollen. Das bist du, sagen sie, als wüßten sie, wer ich bin. Das bin ich? Sie sind sich meiner sicher. Sie schreiben mich fest. Sie halten mich so fest, daß meine Arme schmerzen.

Langsam setzen sie ihre Schritte, zähfließend. Ich denke mich im Flug. Die Schwerkraft der Erde ist gleich Steinen, die sie an meinen Körper hängen. Sie stecken Steine in den Sack und werfen ihn ins Wasser. Die blinden Jungen ertrinken. Die Katze hatte sie auf dem Dachboden geworfen. Die Kinder weinen. Sie warnen mich inständig: Du wirst dir die Zähne ausbeißen. Ich beiße die Zähne zusammen.

Das Kind leidet. Es hat ein unbekanntes Leiden, es leidet unter der Vergänglichkeit. Es versucht, sie zu bändigen, sie inne zu halten, sie zum Bleiben zu bewegen, sie zu bewegen, endlich endlich stehen zu bleiben. Es versucht, sie einzuholen, zurückzuholen. Vergeblich. Vergeblich, sie zum Wiederkehren zu bewegen. Daß nichts wiederkommt, nichts bleibt, bereitet dem Kind Schmerzen. Größere Schmerzen, als alle Krankheiten zusammen.

Schreiben ist Dämonen besiegen. Zu schweigen ist, mit Dämonen zu leben. Schreiben ist Erinnerungen entfesseln. Ist sich in Formeln zentrieren. Schreiben ist schreien. Aus mir herausschreiben. In mich schreien.

Ich warte. Ich warte am Fuß der Berge, auf deren Spitzen die Heiligen stehen, während sie die Wolken streifen mit ihrem Lächeln. Wolken, die auf Wasser schweben, das sie weinen. Wird er dort sein?

Schreiben ist immer Dich lieben.

Wir schlafen unter dem freien Himmel. Die Freiheit, der Himmel. Der freie Himmel unter den altgedienten, malerischen Brücken. Der Morgen ist von Hippies übersät. Eine Stadt ohne diesen Ballast von Erinnerungen. Eine Allee an der Straße der Zugvögel.

Die Wahrheit über sie. Die später entdeckten Wahrheiten. Die Wahrheiten, die Eltern verschweigen, die Kinder hüten. Wer hütet die Kinder vor der Wahrheit? Wer hütet das Haus? Wer hütet die Kinder, die über ihre Wahrheit weinen? Die später entdeckten Wahrheiten. Hüte dich, die Wahrheit zu sagen, hüte dich zu sagen, was sie verschweigen.

Hanna steht an das schmiedeeiserne Gelände der Brücke gelehnt, den Stadtplan hat sie vor sich ausgebreitet, Amira steht dicht bei ihr, sie ist kleiner, gedrungener, mit einem imposanten Busen. Sie gilt in der Schule als frühreif. Amira ist die erste, die den Turnunterricht mit einem herausfordernden Lächeln und einer provozierenden Entschuldigung boykottiert. Sie war damals vollkommen ahnungslos, ihr Körper wurde ihr zusehends unheimlicher. Die Mutter schwieg beharrlich. Eines Tages, in der Schule sieht sie das Blut. Sie hat Angst, daß sie jetzt sterben wird. Sie denkt viel ans Sterben, sie denkt, daß auch sie eine unheilbare Krankheit haben könnte. Ein Mädchen aus der Nachbarklasse war an einer solchen Krankheit gestorben. Da war auch Blut gekommen. Plötzlich.

Das Meer verändert immerfort sein Gesicht. Wellen zeichnen Rinnen in das körperlose Wasser. Es nimmt Gestalt an. Spuren bleiben zurück, auf seiner Haut, in seiner Leichtigkeit, seiner Unbeschwertheit, seinen Farben, seiner Transparenz. Das Meer, getrieben, schwemmt den wohltuenden, bereitwilligen Sand ans Land, Dünen richten sich auf und legen sich wie Körper nieder. Schilfgras bedeckt seine Blöße unter der schäumenden Brandung. Ein Flaum aus Feuchtigkeit säumt den Sand. Der Körper,

durchdrungen. Durchdrungen in den eindringlichen Armen, unter den Augen, unter den Worten. Vergangenheit. Hier beginnt die Vergangenheit, einschneidend. Im Rücken Zerwürfnisse, Hagel aus niederprasselnden Worthülsen, ins Ausweglose zurückweisende Hände, scharfzüngige Augen, schneidend messerscharfe, auf der Klinge zerspringende Stimmen, geschlossene verriegelte Arme, die jeder Annäherung Einhalt gebieten. Wir folgen unseren Ahnen, unserem Ahnen, unseren Ahnungen. Fluchtartig. Fluchtartig suchen sie Zuflucht, führen in das Versteck. Ahnungslos, verheißungsvoll. Die Rituale brauchen das Versteck. Licht stöbert sie auf. Dort unter den Händen, den Augen, in den Armen formen sich die Körper neu, formen sie ihre ursprüngliche Gestalt, gehen sie an ihren Ursprung zurück, bildet sich der noch feuchte Ton, der rotwarme Lehm, prägen sich die Züge ein, die tiefen Züge, der Ton, der Klang. Hier verkörpert es sich. Lustvoll, rhythmisch, brachial, mit dieser Gewalt. Das Meer wirft sich gegen die ihm zugewehten Dünen, voller Begehren, um dieser Sanftmut zu erliegen.

Sie lässt sich das Haar wachsen gegen den Widerstand der Mutter. In Heidelberg, unter den Brücken, trifft sie auf diesen Hippie. Don't bogart their joint my friend, Melanie heißt das Café an der Gasse, die zum Neckar hinabführt. Pass it over to me. Dort in der Ecke unter einer betäubenden Rauchwolke sitzt dieser Junge. Er dreht einen Joint, kommt auf sie zu und steckt ihn ihr zwischen die Lippen. Hinter der Rauchwolke läßt er sie nicht aus den Augen und oben auf der Anhöhe über dem Neckar, wo sie weit über das Tal blickt, küßt er sie. Es schneit, urplötzlich in diesem Sommer, wie ein Karussell drehen sich die Tannen, eine Musik, piano, pianissimo, im Mund.

Hier liegt alles weit zurück.

Hanna und Amira stehen am Geländer einer dieser

unzähligen Brücken und suchen auf dem Stadtplan das Sleep-in in der Rozengracht. Sie steht abseits, fasziniert vom schaukelnden Licht auf dem Wasser, dem namenlosen unbekanntem Himmel. Hellerleuchtete Fenster, wie mit Scheinwerfern ausgestrahlt, lassen großzügig Einblick in ihr Inneres gewähren. Sie kann den Menschen zusehen, wie sie sitzen, sprechen, essen, aufstehen, den Tisch abräumen, umhergehen, sich wieder setzen, sich zueinander neigen. Diese geräuschlosen Alltäglichkeiten vor einer geräuschvollen Kulisse teilhabender Passanten. Ihre Mutter sagt immer, die Menschen sind eben so. Es hat so zu sein, weil es eben so ist. Hier war es nicht so, wie es dort zu sein scheint.

Als sie sich umwandte, sieht sie durch eine Scheibe in einen gedrungenen Raum: Ein Stehcafé, eine Art amerikanische Puppenstube, in die Nische der Gasse gezwängt. Ausgeleuchtet vom Schein der Straßenlaterne fängt sich ihr Blick, verfangt er sich, ja, wird er gefangen genommen.

Jetzt rufen wir die einfachste Formel der Magie zu Hilfe: Nie zuvor und nie wieder danach.

Schwarzes, dichtes, langes Haar, eine große, schmale Gestalt, wild gestikulierend seine Arme. Ein Körper wie gertenschlanke Röhren des Bambus dessen Rinde rauscht, wenn er, wie ein kostbarer, mit Ornamenten verzierter Fächer, von den Händen des Windes geöffnet wird. Ein Körper, der eine neue Sprache, wie Klänge aus anderen Leben, eine lang herbeigesehnte Musik. Er ist das Unbekannte, das sich wie eine Fackel entzündet. Er war derjenige, über den sie schrieb. Er ist der, auf den sie wartet. Er ist ihr Geheimnis. Sein Gesicht brennend, selten und schön. Seine Haut sehr weiß, die Augen sehr dunkel. Schwarz, sehr schwarz, wie seine Haut sehr weiß. Er spricht mit seinem ganzen Körper, fährt mit seinen Armen weit hinaus, dirigiert einen Dialog, der sich wie ein Schwall Vogel über die Dächer emporhebt. Sie sieht die weiße Stadt

an Alabasterhängen die von Kranichen bedeckt, deren Licht die Haut umspült, weiße Mauern stehen Schlange, sie sieht die schattenbenetzte Ebene voll pechschwarzer tiefschürfender Iris, blühend, sie ahnt den schwarzen Stein der Kaaba in Mekkabalsam gebettet. Augen, die das Jadeglas füllen. Über dem Taj Mahal hängt, in Melancholie mit halb geschlossenen Lidern, altehrwürdig ruhend, weise der Abendhimmel.

Regungslos formt sich ein Gedanke. Die Erde, ein leichtes Beben. Ein leichtes, fast schwereloses Beben, wenn der Schwall der Vögel zum Flug anhebt, sich über den Dächern emporhebt und über sie hinwegzieht, mit langanhaltenden Flügelschlägen. In einem Gleichklang, der uralte archaische Traum zu schweben. Wir haben nie darüber gesprochen. Wir haben uns gehütet zu verraten, wer das Signal überbracht hat, ob der Blick getroffen, ob ein Hauch, ein Hauch ihn gestreift, oder ob ein Engel gelächelt, ihn angelächelt hat.

Das Cafe. Ein runder Tisch. Er. Er, ein Mann, eine Frau. Ich stehe am Fenster und sehe ihn an. Sehe ihm zu. Der Raum ist niedrig, er spricht vornüber gebeugt. Die Frau ihm gegenüber ist schön. Er spricht mit ihr, vornüber gebeugt und wild gestikulierend. Er ist besessen. Ich stehe da, sehe ihn an, sehe ihm zu. Ich sehe den Mann, der so schön. Seine ungestüm wilden Gesten stocken, er greift nach seiner Tasche, plötzlich dreht sich um, verlässt die Frau, die schöne Frau und das Cafe.

Ich stehe da, sehe ihm zu, ich lasse ihn nicht aus meinen Augen. Es besteht die Gefahr, daß er an mir vorbeigeht. Noch könnte das Schicksal eingreifen, noch könnte er davon stürzen. Er tritt an die Tür. Ich sehe ihn schon durch die keimende Nacht davoneilen, in der sich die Mauern hinter ihm schließen, ich ihn nie wieder auffinden werde. Angst ist in mir, Angst, daß er an mir vorüber eilen wird. Er könnte davon stürzen, vom Rachen der Nacht

verschluckt, verloren, unauffindbar, hinter dichten verschlossenen Mauern. Plötzlich. Das Jähe, Wilde seines Ausbruches legt sich, wohl besänftigt durch die laue Luft und das schmeichelnde Licht der Laterne. Ahnt er? Noch steht er einen Atemzug entfernt.

Es zuckt, unsichtbar blitzt es in das Mark der Gebeine und sinkt gleißend ins Schwarz zurück. Er wendet sein Gesicht. Der Himmel soll erhört werden.

Es gleicht dem Horizont, der unwandelbar alle Ereignisse voraussieht, sie aufnimmt, versteht. Der alles versteht, ohne zögerndes Staunen, ohne einen leisen Impuls, es von sich zu stoßen. es mit einem Stoß zu durchdringen. Der Himmel wird erhört werden.

Alles noch ein scheues Tasten. Das erste Wissen wie Salz auf der Zunge, Schatten, die auf die Haut rieseln, mit jedem Schub, mit jedem Sog, der sie durch die Furt zwingt. Zurückgesaugt, die Flut vom Mond, Schlingen, von Fischern geknotet. Wilde Wasser fallen zu einem abstürzenden Bach: Geburt. Der Akt.

Verschlungene, verknotete Wege, Orte, die das Unbekannte beherbergen, Räume ohne Türen, Länder, in deren Sprache die Vögel sprechen, in denen die Einheimischen die Sprache der Vögel entziffern, gleich heiliges Brot brechen. Wir werden wissen, was wir nicht wissen dürfen. Sie wollen uns fallen sehen. Die Frage, was Liebe ist.

Sein Blick streift nach rechts. Dort stehen die Freundinnen über die Brüstung gelehnt. Sie fragen ihn nach der Rozengracht. Seine Stimme, vielstimmig verflochten, Untertage gründende Untertöne, auf Obertönen sich freischwebend. Eine Stimme, in der sich das Fühlen bricht. Er dreht sein Gesicht zurück zu mir:

"Dann haben wir den gleichen Weg."

Sie hat sich leicht nach vorne geneigt, ihren Rücken wie eine Gerte gebogen und läßt sich langsam nach hinten fallen, als er seine Arme um ihre Taille schlingt und sie auf seine Oberschenkel hebt. Ihre Beine öffnen sich seinen Händen.

Das Fließen der Hände wird zum Fließen von Seide, seine Hände hinterlassen die Röte, diesen Schimmer auf der Haut. Im Rot sinkt dein Körper auf den meinen. Bedeckt dein Körper den meinen. Der Engel nackt.

Er gräbt sich in dieses Dunkel, bewegt sich mit ihm in einem sanften Wiegen wie der Wind, der durch die Reishalme fährt, wie die Sonne, die sie aufwühlt und dann, wenn er auf mir liegt, neigen sich die Köpfe der Halme zur Seite, die Sonne bedeckt ihr Gesicht.

Das Fließen der Hände wird zum Fließen der Seide. Gleichnisse. Gleichnisse in Rot und Blau.

Wir hören die Brandung, die ganze Nacht verklingt sie nicht, selbst im Morgen schwillt sie an. Die Schritte der Menschen klingen ferner, verhallen rascher jetzt. Die nackten Engel schreiten.

Sie läßt den Kopf in den Nacken zurücksinken, beugt sich seitlich zu seiner Schulter und berührt seine Lippen mit ihrem Haar. Seine Küsse beißen sich an dem Nacken entlang und ziehen rötliche Spuren, jagen diese Schauer durch den Rücken, dass sie sich aufbäumt, zurückwirft und gegen seinen Körper schlägt.

Er bricht sie, wie die Wellen, die sich im Meer brechen, sich in Höhen und Tiefen brechen, immer wieder wirft er sie gegen die Wellen, taucht sie in ihn ein, tauchen sie ein in Höhen und Tiefen, bricht sich ihr Körper an ihm, werfen sie sich in die Wellen. Die Körper, die Wellen loten das Rot aus, die Erde, die Körper sinken tiefer in den Sand, versinken in dem heißen Körper der Erde. Aus hängenden

Gärten fließen Feuer und Wasser. Da wird ein Stein aus seinem Mund fallen und auf meinem Körper einschlagen.

Und dann, als seien sie ganz allein auf der Welt, entfahren ihr diese leisen Schreie, diese Seufzer, dieses Ja, wenn er sie festhält, er sich mit ihr aufbäumt, wenn er sie gegen die Wellen wirft, wenn er sie bricht, wenn er sich mit ihr in den Wellen bricht, wenn sie Ja sagt und Ja und er sich mit ihr aufbäumt, wenn er sie festhält und wirft, im hohen Bogen in die Wellen wirft, sie bricht und sich gegen sie wirft, sich mit ihr in die Wellen wirft und aufbäumt, tief aufbäumt, sich gegen die Wellen zurückwirft, sie festhält, das Meer festhält, es wirft, das Meer gegen die Wellen wirft, es weit hinauswirft das Meer, sie festhält, die Wellen, das Meer, sie festhält, sich aufbäumt, wenn sie gegen ihr Ja schlagen, das Meer gegen ihr Ja schlägt, er gegen ihr Ja schlägt, sich mit ihr aufbäumt, mit ihrem Ja, mir ihr verwächst. Der Vogel versteckt sich im Sandelbaum und schließt seine Augen. Wir sind jetzt allein auf der Welt.

Der Engel taucht seine Fackel in das Meer. Das Meer steht in Flammen.

Weil es so schön ist, hat er die Augen geschlossen.

Wohin gehen wir, fragt er sie.

Der Gong im Rhythmus des Herzschlages setzt ununterbrochen seinen Gang fort im Kreis, mit jeder Bewegung dichter, rasender das Herz drehend, die Vibrationen der Umdrehungen schlagen aus, werden weit nach draußen geschlagen, ziehen den Kreis enger und enger um uns, immer lauter werdendes Pochen, ein sich Drehen im Kreis, der Tanz der Schamanen, der Tanz der Derwische, das Herz schlägt, höher und höher, immer höher, so hoch, ganz hoch mit den Trommelschlägen, die sich im Kreis drehen, die uns im Kreis drehen, immer schneller, immer schneller weiterdrehen, bis der Körper aufgelöst und das Drehen sich fortsetzt, sich fortpflanzt im

Kreis, in anderen Körpern, die den Rhythmus aufnehmen, sich mitdrehen mit dem Herz, weiterdrehen im Pochen.

Er hat die Augen geschlossen. Er liegt vor ihr und hat die Augen geschlossen. Die Frau mit der weißen Haut liegt auf ihm und sieht ihn an. Wohin gehen wir, fragt er. Er hält ihre Hand in seiner Hand. Weil es so schön ist, sieht sie ihn an. Gehen wir ins Nirwana? Weil es so schön ist, hat er die Augen geschlossen. Leise fragt er die Frau mit der weißen Haut, als er sich mit offenen Augen auf sie legt. Gehen wir ins Nirwana oder gehen wir ins Paradies? Weil es so schön ist, sieht er sie an, weil es so schön ist, hält sie die Augen geschlossen.